

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1995-1996)
Heft: 4

Artikel: Von Frauenleiden und richtigen Krankheiten : die Medikalisierung des Frauenlebens
Autor: Sax, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Frauenleiden und richtigen Krankheiten

Die Medikalisierung des Frauenlebens

Frauen klagen häufiger als Männer über Kopfschmerzen, Depressionen, Nervosität, Schlafstörungen oder Schwäche. Sie gehen häufiger zur Ärztin und konsumieren mehr Arzneimittel. Dies hat den Frauen unter anderem den Vorwurf eingetragen, mehr Gesundheitskosten zu «verursachen». In Wirklichkeit sagen aber diese Befunde weniger aus über die Gesundheit von Frauen und Männern als über das medizinische System, in welchem Vorurteile über das «schwache Geschlecht» fest verankert sind.

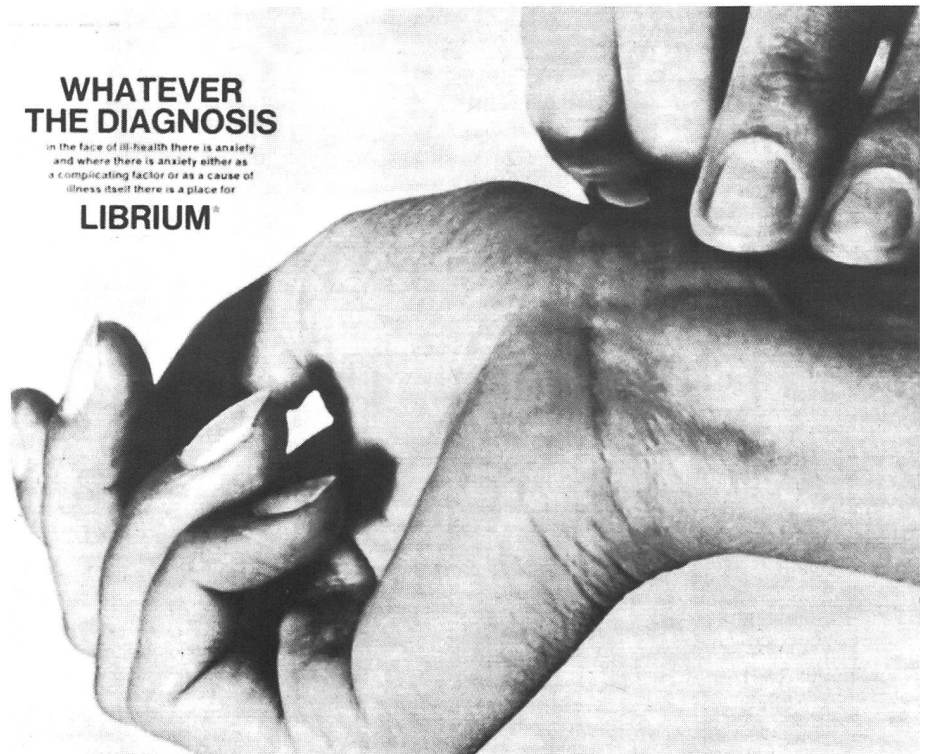
Von Anna Sax*

Beim Konsum von Medikamenten erfüllen Frauen eine Doppelrolle als Empfängerinnen und Vermittlerinnen. Sie nehmen im Durchschnitt nicht nur mehr Medikamente ein, sondern sind als Mütter und Partnerinnen auch für die Versorgung der Familie zuständig. Etwa die Hälfte aller Arzneimittel werden in der Schweiz ohne ärztliches Rezept gekauft – hauptsächlich von Frauen. Diese Tendenz zur «Selbstmedikation» ist in allen Ländern im Steigen begriffen und wird von den Arzneimittel-HerstellerInnen nach Kräften gefördert. Es erstaunt deshalb nicht, dass Frauen als Kundinnen besonders umworben werden. Gleichzeitig neigen ÄrztInnen bei Frauen eher als bei Männern dazu, im Zweifelsfall irgend ein Medikament – häufig ein Beruhigungsmittel – zu verschreiben.

Wie wirken Medikamente auf Frauen?

Trotz der wichtigen Rolle, die Frauen in der Versorgung spielen, bestimmen Männer die Arzneimittelpolitik. Sie setzen Prioritäten in der Forschung. So hat sich die Pharmaforschung bisher wenig um die Frage gekümmert, wie eigentlich Medikamente bei Frauen wirken. Frauen reagieren auf viele Medikamente anders als Männer. Zum Teil hat dies mit ihrem geringeren Körpergewicht zu tun, zum Teil mit hormonellen Unterschieden. Ein Faktor, der vor allem in Ländern der Dritten Welt eine Rolle spielt, ist die Ernährung. Frauen sind häufiger unter- oder fehlernährt. Ansonsten kaum spürbare Wirkungen – erwünschte und unerwünschte – können dadurch verstärkt auftreten. Eine US-amerikanische Studie kam 1992 zum Schluss, dass in klinischen Tests zu wenig Frauen einbezogen würden und dass mögliche geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Sicherheit und Wirksamkeit von Medikamenten vermehrt untersucht werden müssten. Von 53 Arzneimitteln, die in den USA in den vorangehenden Jahren neu zugelassen worden waren, wurden nur 12% speziell auf hormonelle Wechselwirkungen oder Wechselwirkungen mit Antibabypillen untersucht. Die Sicherheit und Wirksamkeit der neu zugelassenen Medikamente wurde nur in der Hälfte aller Fälle nach Geschlechtern getrennt überprüft.

In Grossbritannien wurde in den achtziger Jahren eine Studie mit 17'000 Teilnehme-



rinnen durchgeführt, um mögliche Nebenwirkungen von Medikamenten gegen Bluthochdruck zu ermitteln. Nur die Männer wurden danach gefragt, ob sie sich in ihren sexuellen Bedürfnissen beeinträchtigt fühlten, während bei den Frauen diese Frage anscheinend als unwichtig beurteilt wurde. So schlugen sich Vorurteile, etwa dass Sexualität den Frauen nicht wichtig sei, sogar in medizinischen Forschungsergebnissen nieder.

Kein vernünftig denkender Mann ...

Der Lebenszyklus des Mannes gilt als die medizinische Norm. Wenn diese Norm auf Frauen angewandt wird, ist es nicht verwunderlich, wenn natürliche Prozesse im Leben einer Frau wie Menstruation, Schwangerschaft oder Wechseljahre «abnormal» und zu Krankheiten gestempelt werden. Die Medizin hält ein ganzes Arsenal von Arzneimitteln für diese «Gesundheitsprobleme» bereit. Kein Problem existiert, das sich nicht mit Medikamenten lösen lässt, kein Lebensabschnitt, der nicht medizinisch über die Runden gebracht werden kann: Bei Kopfschmerzen wirkt eine Brausetablette «wie eine frische Dusche im Kopf». Werbesprüche von Ciba

für das Oestrogen-Pflaster Estraderm, die in einer US-amerikanischen Frauenzeitschrift erschienen sind, zeigen deutlich, was man(n) von der Menopause zu halten hat: «Kein vernünftig denkender Mann würde sich für eine Frau in der Menopause interessieren» (no man in his right mind would be interested in a menopausal woman), und: «Sport überlassen Sie besser den Jungen» (you'd better leave sports to the youngsters), hiessen die – vermutlich ironisch gemeinten – Sprüche. Die Schlussfolgerung nämlich lautete: «Die Veränderungen im Leben brauchen das Ihre nicht zu verändern» (The change of life doesn't have to change yours).

Liebende Mutter und Sexobjekt

Bei Arzneimittelwerbung, die sich an Frauen richtet, fällt auf, dass sie statt auf medizinische Wirkungen häufig auf das Aussehen oder die Emotionen anspricht. Ein Stärkungsmittel namens Bio Logos soll gegen «Unlust» wirken, eine Venensalbe macht schöne Beine, und Grossmutter turnt dank Calcium-Sandoz fröhlich durch das Fitness-Studio. Mutterliebe ohne Vicks für das erkältete Kind ist nur halb so viel wert. «Sogar

während der Menopause: Feminin und ohne Sorgen», ist ein Inserat überschrieben, welches in einer welschen Zeitschrift für ein obskures Pflanzenpräparat wirbt. Auf dem Bild ist eine forsch daherschreitende Business-Frau im enganliegenden Deux-pièces zu sehen sowie vier Männer, die ihr hinterher starren. Glücklich, wer auch während der Menopause ein Sexobjekt sein darf, könnte die Überschrift ebensogut lauten. Neben der Werbung für rezeptfreie Arzneimittel, die sich direkt an Frauen richtet, gelangen die Pharmafirmen an ÄrztInnen und ApothekerInnen als beratende Instanz. Besonders witzig wollte die deutsche Firma Boehringer Ingelheim 1992 in Belgien werben: Eine Karikatur zeigt einen völlig entnervten Arzt und eine anscheinend unterbeschäftigte Hausfrau, die ihm den Kopf voll jammert und wortreich ihre Magenleiden schildert. Die Behandlung sei mit zwei Worten zu beschreiben, steht unter der Zeichnung: Tranquo-Buscopan. Dass es sich bei diesem Präparat um eine unsinnige Wirkstoffkombination handelt, braucht nicht extra erwähnt zu werden.

Hauptsache ruhiggestellt

Eine berühmt gewordene, an ÄrztInnen gerichtete Werbung von Roche aus den 60er Jahren zeigt eine Frauenhand und männliche Finger, die ihren Puls messen. Der Text dazu lautet: «Wie auch immer die Diagnose ausfällt ... Librium». Librium gehört wie Valium, Dormicum, Rohypnol und viele andere Schlaf- und Beruhigungsmittel zur Wirkstoffgruppe der Benzodiazepine. Ihre Entdeckung Ende der 50er Jahre wurde zunächst als ein grosser Segen betrachtet und trug wesentlich dazu bei, die Firma Hoffmann-La Roche zu einem der grossen Pharmakonzerne zu machen. Gestresste und Verängstigte, Überforderte und Gelangweilte stürzten sich in Massen auf die Wunderpillen. ÄrztInnen hatten endlich ein Mittel zur Hand, ihre unbequemen Patientinnen ohne viel Federlesens ruhigzustellen. Bei dem enormen Marktpotential, das in diesen, auch als «Sonnenbrille für die Seele» angepriesenen Mitteln, steckt, ist es nicht verwunderlich, dass die HerstellerInnen lange zu verheimlichen suchten, dass Benzodiazepine süchtig machen können.

Die Praxis, Frauen bei jeder Art von Leiden Beruhigungsmittel zu verschreiben, wird noch immer gepflegt und kräftig gefördert. Untersuchungen zeigen, dass der Konsum von Benzodiazepinen vor allem bei Frauen

und älteren Leuten stark verbreitet ist. Schätzungen in der Schweiz gehen davon aus, dass 70% der abhängigen Personen Frauen sind, und dass die Verschreibungen mit dem Alter stark zunehmen. Die Gründe, weshalb Frauen häufiger zu Tranquilizern greifen als Männer, sind wenig untersucht worden. Der deutsche Pharmakologe Gerd Glaeske hebt besonders das Diagnose- und Verschreibungsverhalten von ÄrztInnen hervor, das die geschlechtsspezifisch unterschiedliche Wahrnehmung von «Krankheiten» in der Gesellschaft widerspiegelt: «Nervosität, Angstzustände und Depressionen sind von der Gesellschaft akzeptierte Krankheitsäusserungen bei Frauen. Männer dagegen leiden an 'richtigen' Krankheiten.» Der Fachmann nennt die Klagen von Frauen über Ängste und Nicht-Mehr-Können «Vegetative Dystonie», oder – für Laien übersetzt – «Frauensyndrom». Mit der millionenfachen Verschreibung von Beruhigungsmitteln werden die Symptome, hinter denen meist seelische Nöte stecken, fürs erste sanft beiseite geschoben. Doch über kurz oder lang kommt zu den ungelösten Problemen ein neues hinzu: Die Abhängigkeit von der Pille. «Gewalt gegen Frauen» nennt Glaeske diese Art der Therapie, da diese Mittel «Gefühle abschneiden und von der Realität abschirmen».

Nicht alles schlucken

Wer würde es gesunden Männern zumuten wollen, über Jahre und Jahrzehnte Hormone oder Psychopharmaka zu schlucken? Wer käme auf die Idee, männlichen Ehrgeiz oder aggressives Verhalten medikamentös «behandeln» zu wollen? Wem käme es in den Sinn, einer männlichen «Midlife-Crisis» mit Pillen den Garaus zu machen? Was Männern im Lauf ihres Lebens an körperlichen und seelischen Anfechtungen widerfährt, ist normal und «gehört zum Leben». Was davon abweicht, also alles weibliche, ist dagegen behandlungsbedürftig. Wenn die Gesundheitskosten der Frauen im Durchschnitt höher sind als die der Männer, dann liegt das nicht zuletzt an der Medikalisierung des Frauenlebens.

Wir Frauen sind weder kränker noch schwächer als Männer. Es ist höchste Zeit, aus der Rolle auszubrechen, welche die Medizin uns zuweisen will. Es gibt keinen Grund, einfach jede Arznei zu schlucken, die uns vorgesetzt wird. Wir sollten vermehrt darauf bestehen, dass wir mit jedem Arzneimittel zu-

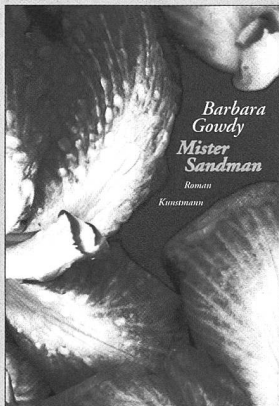
gleich die vollständige Information darüber erhalten, was es in unserem Körper bewirkt. Wir sollten uns jedesmal erkundigen, wofür ein Medikament gut ist, welche Nebenwirkungen bekannt sind und ob Abhängigkeit entstehen kann. Wir sollten schliesslich uns selbst manchmal fragen, ob es wirklich die Medizin ist, die uns helfen kann.

Quellen:

Sybille Ellinger-Weber und Margret Kruse (Hg.): Psychopharmaka im Alltag. Hamburg 1989.
Andrew Chetley, Health Action International: Problem Drugs. Amsterdam 1993.

* **Anna Sax, Ökonomin, arbeitet bei der developmentpolitischen Organisation Erklärung von Bern und ist freie Mitarbeiterin der FRAZ.**

Inserat



Barbara Gowdy
Mister Sandman
 Roman
 Kunstmann

Barbara Gowdy
Mister Sandman
 Roman

Deutsch von Ulrike Becker und
 Claus Varrelmann, 290 Seiten,
 gebunden, SFr. 39,80

Familie – ein unerschöpfliches Thema,
 Chiffre für Liebe und andere Grausamkeiten.
 Barbara Gowdy zeichnet das Portrait einer
 Familie, die in ungewöhnliche Leiden-
 schaften und Geheimnisse verstrickt ist.

Verlag Antje Kunstmann